

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreher.

Kempen vermochte den Schwarm der Anwesenden nicht zu erweisen, denn er sah vorerst nur schwabende Gruppen, die sich in den Räumen verteilten. Ueberall geschnitzte Möbel in ausgewählten Formen, bald ebenholzartig, bald dunkelbraun, dann wieder hell plattiert mit Bronzegriffen und gleichem Beschlag. Dazu die getönten Polster, passend zu der Holzart, zu der Tapete und zu der Malerei über dem Paneel der Tafelung. Vorn, im Empfangsraum, truheartige Sitze; in roter Wandnische die Pallas Athene mit grüner Patina überzogen. Auf der andern Wand die Riesenmaske eines sterbenden Kriegers; daneben Schilder und Waffen. Von der Decke herab das Licht gedämpft durch eine matte Glasrosette. Eine Fülle von Bronzen auf Ständern, Säulen, Wandbrettern, auf Gruzstischen und in allen Ecken und Winkeln; von Vasen, Kannen und Figuren — förmlich im Ladengewirr durcheinander. Delfter Teller, blauschimmernd, zwischen Majolika und altem Meißner Porzellan. Und alles umrahmt und gehoben durch farbige Stoffe, die in künstlerischer Ungezwungenheit ihre Falten warfen.

Dann ein echter Gobelin mit der Darstellung der Uebergabe von Calais; die Delbilder alter und neuer Meister, darunter ein Gabriel Nag. Ein Gewirr von Sesseln und Stühlen in allen Gestalten und Größen, vom antiken Kirchenstuhl bis zum zierlichen, vergoldeten Stühlchen, das wie Puppenarbeit wirkte. Im lauschigen Damenzimmer alles in lichthem Frischgrün mit geblühter Seide. Leppige Kissen auf den kleinen Sofas, auf den Ruhebettchen und sogar auf dem echten Smyrna, hingestreut, wie weiche Pfühle, die zum Nichtstun einladen. Sonst war die Diele mit Filzstoff belegt, abwechselnd in grauer, grüner und rotbrauner Farbe, über den der gedämpfte Schritt hinwegglitt. Nur im großen Saal, der mit seiner Wölbung das erste Stockwerk durchschneidet und dessen großes Bogensfenster mit seinen bunten Scheiben kapellenartig emporstrebte, glänzte spiegelnd das Parkett.

Kempen betrachtete dieses tolle und reiche Künstlerheim mit den Augen des Impressionisten, der überall nur Farbflecke sieht, getaucht in wechselnde Beleuchtung. Er sah kaum, woher das Licht kam: ob von der Decke, aus dem Strom der elektrischen Gehänge oder aus den Wänden und versteckten Ecken, wo die Glühbirnen verschämt in großen, bunten Kelchen lagen, die den Eindruck von vergläserten Blumen machten. Dann plötzlich zog der riesige, rote Schleier einer Ständerlampe das Auge an, der blutig wie erblühter Mohn alles andre erblaffen machte.

Heilke, in Braut und weißer Weste, ein Ordensband im Knopfloch, kam liebenswürdig auf ihn zugeschossen. „Freut mich, freut mich, daß Sie gekommen sind! Sie müssen mehr heraus, Lorenzen hat recht. Hat mir neulich Ihre Lebensgeschichte erzählt. Wissen Sie, das imponiert mir. Die Arbeit, Arbeit — die ist es, die uns erhält. Was meinen Sie, was ich den Tag über so zusammenbaue. Und was ich zusammengebaut habe! Man könnte ein kleines Museum damit füllen. Sicher könnte man das.“

Er lachte vergnügt, ohne daran zu denken, daß diese „Museumsfüllung“ eine seiner berühmten Redewendungen war, die er zur Erhöhung seines Ansehens anwandte. Und um gleich den Beweis dafür zu geben, wies er auf die Kleinkunst an den Wänden und in den Ecken hin, die zahlreiche Nachbildungen seiner Schöpfungen zeigte.

Kempen nickte aus Gefälligkeit. Heilke aber gab dem Gespräch eine Wendung. „Ubrigens strich Sie neulich jemand sehr heraus, ich glaube, es war Schaper.“

„So, so,“ warf Kempen endlich ein, der eine besondere Hochachtung vor diesem Goethebildner hatte.

„Ja,“ fuhr Heilke fort. „Sie sollen was können, das wußte ich noch gar nicht. Es kam so das Gespräch darauf. Der verbummelte Walzmann bläst die Posaune für Sie. Schade um den Kerl, aber der Schnaps, der Schnaps! Wissen Sie, da neulich bei Ihnen . . . Na, lassen wir's lieber.“

Er war rot geworden und bezwang sich allem Anschein

nach, was Kempen angenehm war, denn ungern hätte er mehr davon gehört.

Heilke zog ihn mit sich fort und führte ihn der nächsten Gruppe zu. „Entschuldigen Sie Herrschaften . . . Herr Bildhauer Kempen, einer unserer Talentvollen. Hat sich auf die Tiere geworfen.“ Lorenzen war in dieser Beziehung erledigt, und so konnte er seine Uneigennützigkeit an einen andern verschwenden. Seine Empfehlerrinne ging aber sofort in ein behagliches Lachen über, als er, die Hand an seinem schönen Bart, hinzufügte: „Meine Löwen machen Sie mir doch nicht nach.“

Derartige wohlfeile Scherze erweckten in der Regel Heiterkeit und ließen ihn wachsen.

Kempen hörte eine Menge Titel und Namen, die an seinem Gedächtnis vorbeischnitten wie ein Sternschnuppenfall am dunklen Himmel. Herr Regierungsrat Soundso nebst Gemahlin . . . Herr Bankdirektor Soundso . . . Frau Erzellenz . . . Fräulein von . . . Und so weiter. Die Namen waren ihm Schall und Rauch. Dann sah er eine umfangreiche, rotseidene Stoflage vor sich, aus der ein mächtiger Ueberfluß verhüllten Fettes emporwuchs, endend in einem gepuderten Gesicht auf gedrungenem Halse, was unfreutig die Erzellenz war, die sofort auf Kunst zu sprechen kam; hörte nebenbei ein Blötegeschäufel aus dem Munde eines langaufgeschossenen, späten Mädchens, das der Mama sofort in die Rede fiel, und bemerkte im übrigen Kleidermassen und Frisuren, die jedem Schaufenster Ehre gemacht hätten; und rund herum und dazwischen gezwängt Uniformen, schwarze Röcke, Fräcke, Smokings, weiße Westen und große Hemdenflächen, die zum Teil zerknüllt aussahen, als harrten sie noch des Plättchens. Eine lebende Nestertafel verwirrte seinen Blick, auf der jede Farbe am lautesten schrie, bis das tote Schwarz alles verschlang. Die Herren rochen nach Brillantine, und die Damen dufteten nach allen möglichen Blumen, nach einem ganzen Ziergärtchen, über dessen schon verwelkte Blüten eine Parfümerie wahllos einen Teil ihres Bestandes ausgegossen hat.

Es gab kaltes Büffet; man sah es reichlich aufgestapelt, sobald man sich dem Speisezimmer näherte, durch dessen leicht geöffnete Schiebetür zeitweilig der Diener huschte, der draußen auf niemand mehr zu warten brauchte. Zwei hellgekleidete Küchenfrauen mit weißen Schürzen, die schmutzen Jungferschleifen auf dem Kopf, deckten die Tischchen, an denen zwanglos gespeist werden sollte. Berlockend knallten dumpf die Pfropfen hinter den getrübbten Scheiben.

Im nächsten Raum, dem Bibliothekzimmer, zu dem man durch eine kleine, offene Tür im Rundbogenstil gelangte, deren roter, halbzurückgezogener Vorhang als Sinnbild ein gelb aufgetragenes Muster von Büchern und Gänsefedern zeigte, erlebte Kempen daselbe. Um den großen, grüngebeizten Eichentisch in der Mitte, bewegten sich fremde Gesichter, die teils ihre Nase in einen großen Folianten steckten, der die Photographien der Werke des Meisters enthielt, teils die Rückentitel der Prachtbände studierten, die in Reih und Glied die otfenfarbigen Wandbretter zierten. Alles in diesem Zimmer war grün; nur Wände und Dielenbelag zeigten ein sanftes Braunrot, das den Gegenton gleichsam milderte und brach.

„Herr Professor Felix Stampf . . . Herr Professor Paul Thormeyer . . . Frau Professor . . . Herr königlicher Bibliothekskustos Soundso nebst Frau Gemahlin . . . Fräulein Schriftsteller Soundso . . .“

Endlich ein paar Namen, die Kempen zu einer tieferen Verbeugung zwangen. Stampf, der einflußreiche Kunstkritiker, von dem die Jüngeren behaupteten, daß er mit Vorliebe seinem Namen Ehre mache, sobald ein Neuerer seiner Feder Kerger bereite, interessierte ihn ganz besonders. Der große Mann mit dem schlecht gezeichneten Jupiterhaupt, in dem die leicht entzündeten Augen von unzähligen, seiner Gönnerschaft geopferten Nächten sprachen, kraute sich in seinem mottenfarbigen Bart und nickte gnädig, ohne seine Unterhaltung aufzugeben.

„Kennst Du den Mann? Ich nicht,“ sagte er dann leise zu Thormeyer, dem Genremaler der alten Schule, einem echten Berliner, der, klein und gedrunken, mit seinem üppigen, hängenden Schnaubbart durchaus nichts Künstlerisches an sich

hatte. Er steckte in einem zu weit gewordenen Grad, der ihm, weil er ihn bei jeder Gelegenheit trug, das Aussehen eines unzufriedenen Tafeldeckers oder auch eines Leichenbitters gab, da er sich selbst bei festlichen Gelegenheiten niemals von der schwarzen Kravatte trennen konnte, die er regelmäßig in verschiedenen Zustände zeigte. Ein geschworener Feind aller Modernen, rächte er sich für die Behauptung der Jüngeren, daß er immer noch alles in „brauner Sauce“ male, dadurch, indem er sie alle für Idioten erklärte, die die Natur in einem verrückten Zustande betrachteten.

„Kempen, Kempen?“ quarrte er mit seiner verschleimten Stimme. „Ist mir niemals begegnet. Wird wohl ein sogenanntes unausgebrühtes Ei sein. Wer weiß, was dann herauskommt. Wohl einer von Heißes neuen Gehilfen? Er hat ja schon eine ganze Kompanie gefüttert und dann in die Welt geschickt, aber wo bleiben sie, wo bleiben sie, Felix? Das ist die Frage! Von den meisten hört man nichts mehr. Das macht die neue Richtung, ja das macht sie! Kein akademischer Werdegang mehr, keine Achtung vor den Lehrern. Eigendiünkel, weißt Du, nichts als Eigendiünkel. Zigeunerkunst. Statt ein Acanthusblatt zeichnen zu lernen, schmieren sie Fleisch ganze Bäume hin, frien, blau und käsevolett. Is es nicht so? . . . Ich meine natürlich die Maler. Na, die Bildhauer streichen ja auch schon alles an. Helfen sich damit. Früher haben sie die Dogen bloß ausjekratt, jetzt malen sie schon die Pupillen an. Is es nicht so? . . . Und's Haar blond, und die Backen werden jetönt. Merkwürdige Köpfe sieht man da rum stehn. Anstreicher, die sich auf 'n Zips geworfen haben! Is es nicht so? . . . Hoffentlich jibts nu bald was zu essen. Dauert heute verflucht lange.“

Er holte seine riesige, altmodische Großvateruhr hervor, die er in der tiefen Westentasche ohne Kette trug, und zog sie mit einem Geräusch auf, das die Bezeichnung „Knarre“ für derartige Zeitmesser erklärlich machte.

Das Jupiterhaupt hatte sich mehrfach zerstreut geneigt, als mühte es all diese bereits oft gehörten Dinge notgedrungen über sich ergehen lassen, allerdings mit einer gewissen Unruhe und einem Wlitzeln nach rechts und links, was nicht gerade von einem angenehmen Gefühl zeugte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der gestohlene Bazillus.

Von G. G. Weils.

„Und dies hier,“ sagte der Bakteriologe, eine kleine Glasscheibe unter das Mikroskop schiebend, „ist ein Präparat des berühmten Cholera Bazillus — der Cholerakeim.“

Der blaßgesichtige Mann blidte in das Mikroskop. Er war augenscheinlich nicht an derartige Dinge gewöhnt und hielt eine schlaffe, weiße Hand über sein eines, unbeschäftigtes Auge. — „Ich sehe recht wenig,“ sagte er.

„Drehen Sie hier an der Schraube,“ sagte der Bakteriologe. — „Vielleicht ist das Mikroskop nicht richtig eingestellt für Sie. Nur den Bruchteil einer Drehung nach rechts oder links . . .“

„Ah! Jetzt sehe ich!“ sagte der Besucher. — „Nicht besonders viel zu sehen übrigens. Kleine Streifen und Flecken Rosa. Und doch könnten diese kleinen Partikelchen, diese bloßen Atomschen, sich vervielfältigen und eine ganze Stadt verwüsten! Wundervoll!“

Er richtete sich auf, zog das Glasplättchen aus dem Mikroskop und hielt es gegen das Fenster. — „Kaum sichtbar,“ sagte er, das Präparat äußerst genau betrachtend. Er zögerte. — „Sind sie — lebendig? Sind sie gefährlich — so?“

„Diese hier sind getötet und gefärbt,“ sagte der Bakteriologe. „Was mich betrifft, so wünschte ich, wir könnten jedes einzelne von diesen Dingen im ganzen Weltall töten und färben!“

„Ich vermute,“ sagte der blaßgesichtige mit einem leichten Lächeln, „Sie werden sich nicht gerade drum reizen, derartige Dinger im lebenden — ich meine, im aktiven Zustande um sich zu haben?“

„Im Gegenteil — wir sind dazu gezwungen,“ sagte der Bakteriologe. — „Hier zum Beispiel —“ er ging durchs Zimmer und nahm von einem Haufen versiegelter Tuben eine in die Hand. — „Das da ist die Sache in lebender Verfassung. Eine Kultur von wirklichen lebenden Krankheitsbazillen.“ Er zögerte. — „Auf Flaschen gezogene Cholera, sozusagen.“

Ein schwaches Aufleuchten der Befriedigung zeigte sich eine Sekunde lang im Gesicht des blaffen Mannes. — „Eine gefährliche Sache — so um sich zu haben!“ sagte er, die kleine Tube mit den Augen verschlingend. Der Bakteriologe beobachtete die krankhafte Erregtheit im Ausdruck seines Besuchers. Dieser Mann, der ihn heute nachmittag mit einem kurzen Empfehlungsschreiben eines alten Freundes ausgesucht hatte, interessierte ihn schon allein durch

den Gegensatz ihrer beiderseitigen Veranlagungen. Das schlichte schwarze Haar und die tiefen grauen Augen, der hagere Ausdruck und das nervöse Wesen, das sprunghafte und doch so scharfe Interesse seines Gastes bildeten eine ganz neue Abwechslung gegenüber den phlegmatischen Bemerkungen des gewöhnlichen wissenschaftlichen Arbeiters, der den hauptsächlichsten Verkehr des Bakteriologen bildete. Es war vielleicht nur natürlich, angesichts eines Zuhörers, auf den die tödliche Bedeutung des Gegenstandes so augenscheinlich starken Ausdruck machte, die Sache im wirkungsvollsten Licht darzustellen . . .

Er hielt nachdenklich die Tube in der Hand. — „Ja, hier drin ist die Pestilenz gefangen. Man braucht nur solch eine kleine Tube über einer Quantität Trinkwasser zu zerbrechen — braucht nur zu diesen winzigen Lebenspartikelchen, die man erst färben und mit zur äußersten Schärfe eingestelltem Mikroskop untersuchen muß, um sie überhaupt zu sehen, und die weder Geruch noch Geschmack haben, ich sage, man braucht nur zu ihnen zu sagen: Gehet hin, vermehrt euch, vervielfältigt euch, füllt die Brunnen — und der Tod — ein geheimnisvoller, unaufführbarer Tod, ein plötzlicher und furchtbarer, grimmiger Tod voller Schmerzen und Würdelosigkeit wäre losgelassen auf diese Stadt und würde umherziehen und seine Opfer suchen. Den Gatten würde er von der Gattin reißen, das Kind von der Mutter, den Staatsmann von seiner Arbeit, den Arbeiter von seiner Mühsal. Er würde den Wasserleitungen folgen, würde die Straßen entlang schleichen, da ein Haus auswählen und heimzuchen, und dort ein anderes, wo sie ihr Trinkwasser nicht abkochen, er würde in die Brunnen der Mineralwasserfabrikanten schleichen, in den Salat hineingewaschen werden und im Eis und Gestoren auf der Lauer liegen. In den Pferdetrögen würde er liegen und schlummern und in den Brunnen darauf warten, daß sorglose Kinder ihn tranken. Er würde in die Erde sickern, um an tausend unermuteten Orten in Brunnen und Quellen wieder aufzutauchen. Bloß in die Wasserleitung brauchte man ihn zu gießen — und noch ehe man ihn ankündigen oder wieder einfangen könnte, hätte er die Hauptstadt schon bezimert.“

Er hielt plötzlich inne. Man hatte ihm schon öfter gesagt, Rhetorik sei seine schwache Seite.

„Aber hier ist er sicher verwahrt, sehen Sie — ganz sicher verwahrt!“ Der blaßgesichtige Mann nickte. Seine Augen funkelten. Er räusperte sich. — „Die Anarchisten, diese Schufte,“ sagte er, „sind doch Narren — blinde Narren, daß sie mit Bomben arbeiten, wenn sie derartige Dinge haben könnten! Ich glaube —“

Ein sanftes Klopfen ließ sich an der Tür vernehmen. Der Bakteriologe öffnete. — „Nur eine Minute, Schatz!“ flüsterte seine Frau. Als er wieder im Laboratorium erschien, sah sein Besucher eben nach der Uhr. — „Ich hatte keine Ahnung, daß ich Ihnen eine ganze Stunde Ihrer Zeit geraubt habe!“ sagte er. — „Zwölf Minuten bis vier. Um halb vier hätte ich eigentlich wegmüssen. Aber Sie haben wirklich zu viel Interessantes hier. Nein, wirklich, ich darf mich keinen Augenblick länger aufhalten. Um vier Uhr habe ich eine Verabredung.“

Und unter wiederholten Dankesäußerungen verließ er das Zimmer. Der Bakteriologe begleitete ihn bis an die Tür und kehrte dann durch den Korridor nachdenklich ins Laboratorium zurück. Er sann über die Ethnologie seines Gastes nach. Auf alle Fälle war der Mann kein germanischer Typ und auch kein gewöhnlicher romanischer. — „Ein krankhaftes Produkt unter allen Umständen fürchte ich!“ sagte der Bakteriologe zu sich selber. — „Wie gierig er die Kulturen von Krankheitskeimen anstiert!“ Ein beunruhigender Gedanke kam ihm plötzlich. Er wandte sich zu der Bank neben dem Dampfbad und darauf hastig seinem Schreibtisch zu. Dann befühlte er eilig seine Taschen und stürzte nach der Tür. „Vielleicht habe ich es auf den Korridorisch gelegt!“ sagte er.

„Minnie!“ rief er im Korridor mit heiserer Stimme.

„Ja, Schatz!“ klang es von fern.

„Hab ich was in der Hand gehabt, als ich eben mit Dir sprach, Schatz?“ — Pause.

„Nichts, Schatz. Ich weiß noch — —“

„Hölle und Teufel!“ schrie der Bakteriologe, schoß wie der Blitz zur Haustür hinaus und die Stufen hinunter auf die Straße.

Minnie, als sie die Tür heftig zuschlagen hörte, lief erschrocken ans Fenster. Ganz unten auf der Straße stieg soeben ein schlanker Mann in eine Droschke. Der Bakteriologe, ohne Hut, in gestülpten Morgenschuhen, rannte wild gestikulierend auf diese Gruppe zu. Er verlor einen Pantoffel, aber er sah sich nicht danach um. — „Er ist verrückt geworden!“ sagte Minnie. — „Natürlich, seine greuliche Wissenschaft!“ Sie öffnete das Fenster und wollte ihm nachrufen. Dem schlanken Mann, der sich plötzlich umfah, schien ebenfalls der Gedanke an Geistesgestörtheit zu kommen. Er deutete hastig auf den Bakteriologen, sagte etwas zu seinem Kutscher, die Tür der Droschke flog zu, die Peitsche knallte, die Hufe des Pferdes klapperten, und in einem Moment hatten die Droschke und der sie leidenschaftlich verfolgende Bakteriologe das Ende der Straße erreicht und waren um die Ecke verschwunden.

Minnie starrte noch eine Minute regungslos aus dem Fenster. Dann zog sie den Kopf zurück. Sie war völlig betäubt. — „Nun ja, exzentrisch ist er ja,“ überlegte sie. — „Aber so in London herumstrüzen — mitten in der Hochsaison — in Soden —!“ Ein glücklicher Gedanke kam ihr. Sie setzte hastig ihren Hut auf, ergriff ihres Mannes Stiefel, ging in den Korridor, nahm seinen Hut und einen leichten Ueberzieher vom Kleiderständer, trat vor die

Gaustür und rief eine Droschke an, die zum Glück eben vorüber-
froh. — „Die Straße hinunter und um Havelod Crescent — und
sehen Sie zu, ob wir einen Herrn finden, der in einem Samtjackett
und ohne Hut dort herumläuft.“

„Samtjackett und ohne Hut, gnä' Frau. Schön, gnä' Frau!“
Und der Kutscher trieb sein Pferd so gleichmütig an, als führe er
sein Lebenlang jeden Tag nach dieser Adresse.

(Schluß folgt.)

Kronprinzenfahrt.

Der deutsche Kronprinz unternimmt eine vergnügliche Welt-
fahrt. Das ist eine Privatangelegenheit, die nur die neuerdings
um 3½ Millionen erhöhten Einkünfte seines Vaters oder auch eine
deutsche Schiffsahrtsgesellschaft angeht, nachdem man offenbar den
erst gehegten Plan aufgegeben hat, die Reisekosten sich vom Reich
bezahlen zu lassen.

Aber auf demselben Schiffe haben sich auch deutsche Schmöde
eingemischt und sie verbreiten nun in der Presse weltgeschichtliche
Reiseberichte. Schon übermitteln sie telefunktisch über Bombay dem
entzückten deutschen Bürger die Kunde, daß auf dem Kronprinzen-
schiff sportliche Spiele stattgefunden hätten und daß der Kron-
prinz und seine Frau geruht hätten, dabei erste Preise zu ge-
winnen.

Die bürgerliche deutsche Presse atmet noch in der vormärz-
lichen Stidluft, da die Zensur nur fünfzehnjährige Kälber und edle
Zügel von Potentaten dem Nachdenken ihrer Leser anvertrauen
darfte. Und der deutsche Bürger, durch die monarchische Elephan-
tiasis, an der Deutschland krankt, seit Jahrhunderten für Hof-
geschichten gezüchtet, schledt immer noch begierig das süße, klebrig
blanke Zeug.

Im Vormärz hat einmal ein Hauptmitarbeiter der Deutsch-
Französischen Jahrbücher von Karl Marx, Ferdinand
Cölestin Bernays, eine grausam lustige Hinrichtung an den
Redakteuren der deutschen Presse vorgenommen, die er wegen ihres
winkelfaden Hofklatzes als „Deutsches Redactoren-Lumpenpad“
entlarvte und stäupte. Aber damals wütete noch der Zensur über
dem deutschen Geist und die Presse wurde gewaltsam verkrüppelt.
Wie würde er heute die Redakteure der deutschen Presse erst
nennen müssen, auf denen kein staatlicher Zwang mehr lastet, und
die dennoch ihre Leser mit hyzantinischem Hundekuchen über-
füttern! . . .

Es ist ein sehr interessantes, lebendig geliebtes Büchlein, in
dem Bernays 1843 die „Schandgeschichten zur Charakteristik des
deutschen Censoren- und Redactorenpads“ erzählt hat; und es
scheint fast, daß mit jedem Jahre der weiteren Entwicklung der
deutschen bürgerlichen Presse jene Schrift aus dem Vormärz an
Aktualität gewinnt, so daß sie einen Neudruck verdienen würde.
Da nun die Leser der sozialdemokratischen Presse nicht
das Glück haben, durch Spezial-Korrespondenten über die Ere-
ignisse der Kronprinzenfahrt tagtäglich unterrichtet zu werden,
wollen wir ihnen als Ersatz so eine Art vormärzlicher Kronprinzen-
fahrt vorsetzen, indem wir ihnen ein Stück aus jenen, in einer
verschollenen Flugchrift begrabenen „Schandgeschichten“ darbieten.

Wir sahen ruhig beim Nachtsich zusammen, so berichtet
Bernays, und tranken noch ein Glas Wein, als mein Vetter, der
Redakteur der Mannheimer Abendzeitung, hereintrat. Wir sahen
es ihm schon an, daß der Antichrist Censor Fuchs furchtbar gehaßt
haben müsse. Nun frag ich euch, rief er beim Entreten, ob ich nicht
recht habe, wenn ich sage, der Fuchs sei der elendeste Bube, der unter
Gottes Sonne lebel! Er streicht mir folgenden Artikel, der eine
bloße Kritik einer ehernen Statue entfällt, die der Kaiser Nikolaus
dem König Friedrich Wilhelm IV. geschenkt hat!

„Berlin, 13. September. Die beiden kolossalen ehernen Rosse-
bändiger von Baron Clot, welche der Kaiser von Rußland unserem
König geschenkt hat, und welche die servilen Zeitungen natürlich
pflichtschuldigst mit Lobeserhebungen überschütten, sind nicht viel
wert. Es ist ein noch unfreier Geist, der sich in diesen Werken
auspricht. Die Rosse zeigen eine knechtische Naturnachahmung
und den Mangel aller höher strebenden Idealität, und die Jüng-
linge, welche die sich bäumenden Tiere halten, haben geradezu
Sklabenseelen. Etwas Lebloses ist uns nie vorgekommen, als
die Köpfe dieser Rossebändiger. Dabei sind die Rosse auch auf das
Geschmackloseste mit Dedden (in Erz) belegt, um die Scham der
Jünglinge bedecken zu können. Auch Scham muß der Sklave
haben! Die freie Kunst kennt keine Scham, so wenig wie die Natur
sie kennt. Die einzelnen Teile der Gruppen sind dagegen gut
modelliert.“

Wir schimpfen nun natürlich alle auf den Barbaren, und
kommen von den Censoren auf die Redactoren. Der Redactor der
Mannheimer Abendzeitung behauptete, die meisten seien schlecht,
aber alle viel dümmere als die Censoren! Ich stimmte mit ihm
darin vollständig überein, und bemerkte, daß es zum Beispiel wohl
eben so niederträchtig sei, wenn das Mannheimer Journal etwa
erzählte: „Unsere Stadt genoh heute das unverhoffte Glück, die

Pferde seiner königl. Hohheit des Prinzen Karl an unserer Stadt
vorbeiziehen zu sehen, höchstwelche dem hohen Herrn voraus zu den
Randaern am Rhein eilen.“ als wenn Censor Fuchs gleich ganze
Columnen strich — und nach wenig Minuten waren wir alle
darüber einig, daß das redigierende Doctoren- und Professorenpad
gerade so gut den Galgen ums deutsche Vaterland verbundene, als
Censor Fuchs! Mein daß die Kerle durch den Schlandrian ihres
schlechten Treibens auch ihr Nestchen von Verstand eingebüßt
hätten, das glaubten die wenigsten. Um dem Streit ein Ende zu
machen, erbot ich mich, zehn gegen eins zu wetten, daß ich den
Redactoren der ganzen servilen Presse in den nächsten acht Tagen
fünzig, sage fünfzig Stück von den albernsten Erfindungen und
Lügen aufbürde, denen es jeder Mann, der die Verhältnisse nur
leidlich kennt, auf den ersten Blick ansehen muß! Wenn von
fünzig zwei nicht gedruckt würden, so will ich die Wette verloren
haben. Doch ich hatte auf die Schlechtigkeit und Dummheit
deutscher Zeitungsredactoren gerechnet: — Fuchse, Champagner
her, ich habe die Wette gewonnen!

Wie machte ich es, daß die Tröpfe alle meine Lügen glaubten!
Ich verschaffte mir ein Siegel mit einer Grafenkrone über den
Buchstaben C. v. R. und ein noch vornehmeres, nahm Postpapier
mit Goldschnitt, vom feinsten Siegellad, unterzeichnete mich je nach
Umständen als Baron, Graf, Regierungsrat, hatte in den Beglei-
tungsschreiben alle Nachrichten von „hohen Militärs“, „Banquier-
häufern“, „Hofkavalieren“, „aus offizieller Quelle“ oder von einer
„hochstehenden Person“ und war hierdurch zu jeder Lüge autorisiert.
Daß der Inhalt nur niederträchtig, hündisch und dumm, oder besser,
albern zu sein brauchte, um für solche Kerle als wahr zu gelten,
davon hatte ich viele Beweise. Ich lag also wie es mir gerade in
den Kopf kam, darauf zu, und schickte immer die größten Lügen
an die Lügsten Redactoren.

Zuerst machte ich die Königin von Griechenland und die Kron-
prinzessin von Bayern schwanger. Ich beging damals den unver-
zeihlichen Fehler, nicht auch zu gleicher Zeit der Erbgroßherzogin
von Hessen zu gedenken, einige treue, deutsche Unterthanenherzen
mehr wären ob solcher Hoffnung einige Tage lang gehüpft! Ich
schrieb also an die Rhein- und Moselzeitung so:

(Karlsruhe, den 17. September.) Laut einer so eben aus
Aischaffenburg vom Hofe Seiner Majestät des Königs von Bayern
hier eingehenden Nachricht, befindet sich Ihre königl. Hoh. die Kron-
prinzessin von Bayern in einem Zustande, der ganz Bayern mit der
höchsten Freude erfüllen muß. „Der Wittelsbacher Stamm wird,
so hofft man in Aischaffenburg, einen neuen Ast aus seiner Mitte
treiben, unter dessen Schatten das bayerische Volk auf Jahrhunderte
hinaus in Glück und Frieden leben wird.“ (Worte des Hand-
schreibens Sr. Majestät aus Aischaffenburg.)

Dieser Artikel findet sich reproducirt im Frankfurter Journal
Nr. 261, Oberpostamtzeitung Nr. 261, Hamburger Correspondent
Nr. 227, Preussische Staatszeitung Nr. 86, und in vielen andern
Blättern.

Ich wendete mich an das Mannheimer Journal:
„(Heidelberg, 17. September.) Soeben kommt der Courier
hier durch, durch welchen Sr. Maj. der König von Bayern unserem
Hof in Karlsruhe melden läßt, daß sich Ihre Maj. die Königin
von Griechenland in einem Zustande befinden, der das griechische
Volk zu den schönsten Hoffnungen für die lange Fortdauer der
jetzigen Dynastie berechtigt. Diese Nachricht ist im gegenwärtigen
Augenblick von um so größerer Wichtigkeit, als nunmehr neue An-
strengungen von seiten der bayerischen Krone für den Fortbestand
des griechischen Königreichs den Ansprüchen der drei Großmächte
gegenüber vollkommen gerechtfertigt erscheinen.“

Ohne Bedenken abgedruckt in den beiden Frankfurter Frau
Blättern Nr. 260 und fast allen deutschen servilen Zeitungen.

Auch ein Brief des preussisch-nationalen Turners Maßmann
wurde gläubig abgedruckt, vermuthlich weil seine Schilderung einer
militärischen Revue in Berlin, „dem Centralpunkte der deutschen
Waffenkraft“ diesen blödsinnigen Satz enthielt: „Das sechste Gu-
sarenregiment (Prinz von Braunschweig) sah wirklich aus wie eine
einzige goldene Schwadron, der Glanz der Pferdebeden verblendete
mein an dergleichen nicht gewöhntes Auge so sehr, daß ich stets ge-
zwungen war, hinter dem großen Fächer meiner Frau Schutz zu
suchen.“

Große Blätter bringen als Beweis, wie sehr die österreichische
Zensur auf Sittlichkeit halte, die schöne Geschichte, daß ein Berliner
Komponist, Schüler C. M. v. Weber, die Erlaubnis zum Wiener
Druck eines einer Gräfin gemidmeten Niederhufes erst erlangt habe,
nachdem er das von der Berliner Polizei beglaubigte Attest seiner
Gattin eingekendet, „daß sie gegen diese Widmung nichts einzu-
wenden habe.“

Auch Lokomotiven mit Segeln führen in dieser Zeit durch die
deutsche Presse. Am lustigsten aber ist die Ludwig I. von Bayern
zugeschriebene Schöpfung eines Mäßigkeitsvereins für die Pfälzer,
dessen Statuten die von Professor Wulau herausgegebene Deutsche
allgemeine Zeitung zuerst zu veröffentlichen in der angenehmen Lage
war, und die das Frankfurter Journal und viele andere Blätter
nachdruckten. Diese königliche Verordnung begann also: „Ludwig
usw. Nach Anhörung unseres Staatsrates und unseres Ministers
des Innern haben wir beschloffen und beschließen: § 1. In allen
Gemeinden der Pfalz sollen Mäßigkeitsvereine gebildet werden.
§ 2. Mitglied des Mäßigkeitsvereins kann jedes Individuum werden,
das sechzehn Jahre alt, welchem einer der drei christlichen Con-

cessionen und Ortsbürger der betreffenden Gemeinde ist." Dann folgen höchst dröcklich verzwickte Bestimmungen über die Organisation der Vereine. § 17 lautet: Der oder die Eintretende verspricht, unter Ablegung des Handgelübdes, sich des Genusses des Branntweins ganz zu enthalten, innerhalb eines Tages von vierundzwanzig Stunden höchstens einen Schoppen Wein oder höchstens drei Schoppen Bier zu trinken. Zugleich erhält ein jedes Mitglied, und zwar die katholischen ein Kreuz von Kupfer an einem blau und weißen Band, als Abzeichen der Körperschaft, die Protestanten eine kupferne Münze mit der Aufschrift: Nulla salus, nisi in Christo ac vita moderata et sobria (kein Heil, außer in Christus und in einem mäßigen, nüchternen Leben)." § 19: „Die Verhandlungen in den Vereinsitzungen dürfen weiter nichts zum Gegenstande haben, als den Zweck der Gesellschaft: ihre Mitglieder gegenseitig in der Haltung des abgelegten Gelübdes zu stärken." § 20: „Eine jede Sitzung beginnt mit einem Gebet."

Für wen ist wohl dieses allerhöchste Reskript, ruft Vernahs aus, Blamabler, für die Redactoren und Censoren, die es für echt hielten, oder für die Regierung, der ihre eigenen Beamten es zutrauten! Steht mir Rede, ihr bayerischen Censoren, die Ihr das Blatt, als es in das Gebiet Eures Königs kam, nicht konfisziert habt, — hiellet Ihr Eure Regierung nicht für fähig, einen solchen Unfuss zu begehen, waret Ihr nicht zu feige, es zu unterdrücken, weil Ihr an jede Brutalität, an jede Gemeinheit gewöhnt, auch diese für möglich hiellet? Sagt mir es selbst, seid Ihr nicht treu bis zur Niederträchtigkeit?

Die Zensur ist für die Presse längst abgeschafft, Hunderte von deutschen Fürstinnen und Prinzessinnen sind seitdem wirklich schwanger geworden, und es hat in den 65 Jahren Geseze und Verordnungen, allerhöchste Handlungen in Fülle gegeben, die auch von einem Vernahs hätten erfunden sein können, die gleichwohl bitterste Wahrheit waren. Aber die bürgerliche Presse ist gemalig fortgeschritten. Sie braucht keinen Vernahs mehr. Sie erfindet sich den byzantinischen III jetzt selber. Ueber Bombay wird telefunktisch gemeldet

Kleines feuilleton.

Vom Wandern der Völker. Jede vorhistorische Forschung verliert sich in der Hypothese der Wanderung, mag sie sich nun mit den Menschen, den Tieren oder den Pflanzen, mit religiösen Vorstellungen, Sitten oder sozialen Einrichtungen beschäftigen. Unsere Sprache weist selbst die tiefgehende Wirkung dieser Tatsache aus, heißt doch *Gesund* ursprünglich wegfertig (von *senden* — gehen, reifen). Das *Gesinde* war in mittelalterlicher Zeit das Reisegeloge, der *Gefährte* ist der *Fahrtgenosse*, *Er-fahrung* ist auf der *Fahrt* — Wanderung erlangte Kenntnis. Es sind die Abdrücke und Spuren einer vergangenen Zeit, die sich in unserer Sprache erhalten haben. Aber auch heute ist die Wanderung aller Art, die eigentlich nomadische mit steter Ortsveränderung, die temporäre, die nur während bestimmter Perioden fortgesetzt den Ort wechselt, und die Wanderung mit einmaliger und dauernder Umsiedelung noch eine bedeutame Erscheinung. Am ehesten stehen genauere Zahlen über die sogenannte *uber-se-eische* Auswanderung zur Verfügung. Amerika, worunter heute noch zumeist nur der kleinere Teil, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, gemeint werden, ist der modernen Kultur so gut wie ausschließlich durch Einwanderer eröffnet worden. Die Rekrutierung des amerikanischen „Rachwuchs“ ist durchaus nicht immer aus derselben Quelle gefolgt. Im letzten Jahrhundert war es zuerst England allein, das die Auswanderung lieferte, die Hungersnöte der fünfziger Jahre trieben aus Irland kurze Zeit zwei Millionen Menschen nach drüben, dies waren 25 Proz. der damaligen Bevölkerung Irlands. Diese Entvölkerung war der fürchterlichen Ausbeutung durch die Großgrundbesitzer und Jagdfründerinhaber verschuldet. In den vierziger Jahren war das Festland von der überseeischen Auswanderung ergriffen worden. Die 30er und 40er Jahre sind die elendeste Zeit deutscher Entwicklung gewesen. Als Australien seine Goldfunde meldete, da wuchs aus der Abenteuerlust und Goldiehnfucht die Auswanderung ins riesige, zugleich zog sie sich immer mehr nach dem Osten. Böhmen und Mähren, die polnischsprechenden Landesteile Preußens, Oesterreichs und Rußlands stellten das Hauptkontinent, nach ihnen kam auch das eigentliche Rußland, Ungarn, Italien und Spanien, überhaupt Südamerika, was ganze Massen nach Amerika sandte. Jetzt sind es die Balkanländer, die ganze Meere über See senden. Vom Norden Europas sind es eigentümlicherweise nur noch Schweden und Norwegen, die trotz ihrer industriellen Eigenentwicklung noch starke Arbeitermassen nach der neuen Welt liefern. Sie gehen aber nicht als Industriearbeiter, sondern als Landbebauer nach dort.

Im Jahre 1909 stand Italien mit rund 183 000 Einwohnern nach den Vereinigten Staaten an der Spitze aller Länder Europas. Viele der Italiener bleiben aber nicht auf Lebzeiten drüben, sie stellen eine Art Wanderarbeiter dar, die nur auf einige Zeit ins fremde Land gehen, um sich höhere Verdienstmöglichkeiten zu verschaffen. Oesterreich-Ungarn und Rußland liefert bald ebenso viel Arbeitskräfte. Charakteristisch für die Verschiebung der Auswan-

derung ist, daß vor zwei Jahren das kleine Griechenland ebenso viel Menschen nach dem Lande der Streifen und Sterne schickte wie Deutschland. Der Balkan hat in den letzten drei Jahren rund 175 000 Menschen allein nach der Union abgegeben. Aber auch andere Länder sind starkes Auswanderungsgebiet geworden, für Italien, Spanien und Frankreich ist es Argentinien. Italien gab in dem letzten Jahre von 10 000 Einwohnern 124 nach dem Auslande ab, Oesterreich 1907, dem Rekordjahr der Auswanderung, 64 und Ungarn 103, 1908 waren es nur 21 und 23. Spanien und Portugal hat die Verhältniszißern 66 und 74. Schweden und Norwegen 1907 23 und 97, im darauffolgenden Jahre sanken sie erheblich. Aus Großbritannien wanderten 1907 und 1908 von 10 000 Personen 88 und 74 aus. Dagegen tritt *Deutschland* fast gar nicht mehr in Erscheinung, es gab in den letzten Jahren nicht mehr als knapp 4 von 10 000 als Auswanderer für andere Erdteile ab.

Die Ziffern zusammengekommen, zeigen, daß auch heute noch alljährlich Hunderttausende und Millionen von Menschen auf die Völkerwanderung gehen. Die kulturellen Folgen sind selbstverständlich ganz außerordentliche.

Was aus einem schlechten Zahn werden kann. Es geschieht wahrhaftig nicht deswegen, um den Zahnärzten mehr Beschäftigung und Verdienst zu geben, wenn immer wieder auf die außerordentliche Wichtigkeit einer gesunden Beschaffenheit der Zähne und des Mundes überhaupt hingewiesen wird. Der Mund ist nun einmal die Haupteingangspforte des Körpers, und zwar nicht nur für Speise und Trank, sondern auch wenigstens teilweise für die Atemluft, und deshalb ist an der Sauberkeit dieser „Vorhalle des Leibes“ alles gelegen. Uebrigens ist dafür gesorgt, daß die Beliebtheit der Zahnärzte nicht ins Unermeßliche steigt, weil der Weg zu einem von ihnen den meisten Menschen nach wie vor als einer der schwersten Gänge gilt. Was in einem besonders schlimmen Fall aus einem schlechten Zahn werden kann, beweist in erstaunlichem Maße eine Mitteilung von Dr. Milner an die Wochenschrift „Lancet“. Eine bis dahin völlig gesund gewesene Frau von 36 Jahren hatte von einem im linken Unterkiefer sitzenden schlechten Zahn zunächst ein Gummengeschwür erhalten, das mit heftigen auf die ganze linke Kopfsseite sich ausdehnenden Schmerzen verbunden war. Zwei Tage später erstreckten sich die Schmerzen bereits bis auf die linke Schläfe und den Hinterkopf sowie auf beide Augen und veranlaßten die Frau, sich zu Bette zu legen. Nach drei weiteren Tagen ließ sie den Arzt holen. Am Tage darauf wurde sie von einem heftigen Schüttelfrost befallen und verlor auf dem rechten Ohr völlig das Gehör. Dann stellte sich eine Schwellung des rechten Auges ein und nach einigen Tagen Delirium. Nachdem der Hausarzt die Entwicklung eine Woche lang angesehen hatte, hielt er es endlich für nötig, die Frau einem Krankenhaus zuzuführen. Dort stellte Dr. Milner eine völlige Lähmung der rechten Gesichtseite und den Verlust der Empfindung auf der linken Seite fest; auch das Augenlicht war getrübt. Das Delirium hielt an und trotz aller Bemühungen starb die Frau zwei Tage nach der Einlieferung. Die Untersuchung stellte fest, daß vom Zahn aus die Basis des Gehirns angegriffen worden war.

Aus dem Pflanzenreich.

Eine Volkszählung im Pflanzenreich. Der hervorragende amerikanische Botaniker Vessch hat während seiner letzten Arbeiten Veranlassung gefunden, sich eine Uebersicht über die Zahl der bekannten Pflanzenarten zu verschaffen und hat demgemäß eine Art von Volkszählung in allen Listen der Botanik vorgenommen. Er ist nach seiner Mitteilung an die Wochenschrift „Science“ zu dem Ergebnis gelangt, daß man jetzt ungefähr 210 000 Pflanzenarten unerscheldet, die sich nach seinen Untersuchungen folgendermaßen verteilen: 15 460 Algen, 63 700 höhere Pilze, 16 600 Moospflanzen 2600 Farne, 20 Schwachtelhalme, 900 Bärlappartige Gewächse, 140 Palmenfarnen (Echadaceen), 450 Koniferen und 110 000 Arten von Blütenpflanzen. Die letzte derartige Zählung war vor etwa 18 Jahren von dem Botaniker Saccardo veranstaltet worden und hatte damals nur gegen 174 000 Arten ergeben, die in folgender einfacher Weise verteilt waren: 12 178 Algen, 45 203 Pilze und Flechten, 7659 Lebermoose und Moose, 565 Schwachtelhalme, Bärlapp und Wasserfarne, 2819 Farne und 135 231 Phanerogamen. Dieser Forscher veruchte auch bereits sich ein Bild davon zu machen, wie viele Pflanzenarten noch unentdeckt sein mögen, und wie groß demnach die gesamte Pflanzenbevölkerung der Erde zu schätzen wäre. Er glaubte, daß im ganzen wenigstens 385 000 Arten bestehen müßten, von denen nicht weniger als 250 000 auf die Pilze zu rechnen seien. Er meinte, daß es vielleicht noch 150 Jahre dauern würde, bis die Botaniker diese Arten sämtlich erkannt haben würden. Wie sich die Fortschritte in der Pflanzenkunde vollzogen haben, geht aus der gleichfalls von Saccardo gemachten Zusammenstellung hervor, wonach der alte Theophrast vor 2200 Jahren nur 500 Pflanzenarten nannte, Dioskorides 300 Jahre später erst 600 Arten. Vanbin wußte vor 260 Jahren von 5266 Pflanzen, während Linné ihre Zahl auf 8551 vermehrte. Vor 100 Jahren waren dann bereits an Phanerogamen allein rund 30 000 Arten bekannt, im Jahre 1845 etwa 80 000 und vor 25 Jahren rund 100 000, wozu noch 25 000 Kryptogamen kamen.